



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Haarhaus, Julius R.: Luise von Sachsen-Weimar (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Louise von Sachsen-Weimar

Von Julius R. Haarhaus

(Schluß)



eit dem Frühjahr 1783 war, anfangs fast unmerklich, eine leise Entfremdung zwischen Louise und dem Herderschen Paar eingetreten. Die Empfindlichkeit Herders, der bei jeder Gelegenheit eine Zurücksetzung witterte, stellte an die Geduld der Herzogin die höchsten Ansprüche. Dazu kam die leidige Gewohnheit Karolinens, sich hinter dem Rücken ihrer Gönnerin über diese zu beklagen und die pekuniäre Not, aus der die Familie niemals herauskam, zur Grundlage versteckter und offener Angriffe auf die fürstlichen Herrschaften zu machen. Louise, die wie kein anderer Mensch Herders Wert für Weimar zu würdigen wußte, unterstützte seine Gesuche um Gehaltverbesserungen und Extrazuschüsse, ja sie ließ Herder, als er in einer besonders drückenden Lage war, anonym die ansehnliche Summe von 2000 rheinischen Gulden zugehen, die sie ohne Wissen eines dritten von ihrem Bruder Christian geliehen hatte. Mit welcher innern Freude wird sie der Predigt Herders gelauscht haben, worin dieser vor seiner Reise nach Italien Abschied von seiner Gemeinde nahm und „nicht ahnend, daß seine Worte in das Herz der Geberin fielen,“ dem Unbekannten für die reiche Gabe dankte!

Wir wissen, wie wenig innern Gewinn Herder aus Italien heimbrachte. Aber einen Vorteil bot ihm der Aufenthalt im Lande der Sonne doch: er lernte in der klarern Luft klarer sehen. „Mir ist dabei nicht anders im Gemüt geworden als einem, dem sich ein schönes herrliches Bild entwickelt, das er für Rauch und Nebel lange nicht sehen konnte, und der sich selbst mit Freuden für einen Toren achtet, daß er den Nebel dem Bilde selbst zuschrieb,“ so lautet sein eignes Bekenntnis. Der Nebelschleier hatte sich freilich nur für einen kurzen Augenblick vor seinem Auge gelüftet; wie alles in Herders Leben so kam auch die Erkenntnis seines Unrechts zu spät, als daß sie von Dauer hätte sein können. Es war, als sei mit den Briefen aus Weimar ein Hauch der „eingengten Atmosphäre hinter der Stadtkirche“ über die Alpen gezogen: er, der sich in Italien nicht wohl fühlte, der die kleinste Unbequemlichkeit der Reise als eine schwere Last empfand, dachte mit Schrecken an seine Heimkehr und die Mühen des gewohnten Lebens. Ein Ruf nach Göttingen erreichte ihn noch in Rom und erschien ihm „wie ein Wink des Schicksals, die Weimarische Fessel abzustreifen.“ Aus Karolinens Berichten konnte er entnehmen, wie wenig man in Weimar geneigt war, ihn ziehen zu lassen. Besonders Goethe verwandte sich mit rührendem Eifer für ihn und wirkte ihm vom Herzog für den Fall seines Bleibens die glänzendsten Bedingungen aus. Aber mißtrauisch, wie Herder nun

einmal war, sah er in dem liberalen Entgegenkommen nur ein Garn, in das er gelockt werden sollte. Erst die mündlichen Auseinandersetzungen mit der Herzogin nach seiner Rückkehr führten eine Sinnesänderung herbei. Karoline berichtet darüber in ihren Erinnerungen: „Bei seiner Rückkunft bat die regierende Herzogin auf eine so edle Weise, er möchte in Weimar bleiben. Sie, ihre und Herders Freundin, Frau von Stein, sagten vereint, er dürfe nicht aus Weimar, er sei ja noch allein die moralische Mauer dort.“ Und so blieb er denn.

Es ist bezeichnend für Louise wie für Goethe, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen, obgleich sie von vornherein der Grundlage eines tiefern gemeinsamen Interesses entbehrten, immer wärmer wurden und nicht einmal durch Goethes Bruch mit Frau von Stein, die der Herzogin am nächsten stand, getrübt wurden. Ja, der Dichter fand bei der Fürstin allein das reinste Verständnis für seinen „Tasso,“ dessen fertige Szenen er ihr unter den Blütenbäumen des Parkes von Belvedere vorlas. Sie war wie kein anderer vertraut „mit den in das Stück verwebten feinen, persönlichen Beziehungen“ und sah mit Genuß „Weimar in Ferrara aufleben.“ Ihre Urteile über Goethes Schriften, die sie sogleich nach ihrem Erscheinen dem geliebten Bruder Christian sendet und zur Lektüre empfiehlt, verraten einen bei ihr sonst ungewöhnlichen Enthusiasmus. Und daß sie auch für die Sonderstellung des Genies Verständnis hatte, beweist ihre Antwort auf Lavaters Aufforderung, Goethe zu charakterisieren: „Wenn ich mich fähig fühlte, Goethes Charakter zu schildern, so würde ich Ihnen zu Gefallen es gewiß unternehmen. Aber ich vermag nicht, ein solch außerordentliches Wesen ganz in seiner Größe darzustellen.“

Wenn irgend etwas dazu angetan war, die Sympathie Louisens für Goethe zu befestigen, so war es seine Auffassung der französischen Revolution, die damals die Köpfe zu erregen begann und ihre Wellen bis in den Weimarischen Kreis schlug. Während sich Goethe gegen die Theorien der Pariser Volksbeglucker ablehnend verhielt, begrüßte Herder, wie so viele damals, den Flammenschein der Revolution als das Morgenrot einer neuen Zeit und gab seinen Gesinnungen bei jeder Gelegenheit Ausdruck, häufig genug mit einer unverkennbar gegen das Fürstenpaar gerichteten Spitze. Schon 1790 beklagte sich Louise in einem Brief an Frau von Stein über die Vorwürfe, die Herder „in einer Predigt sonderbarer Art“ den Personen eines höhern Ranges gemacht habe, und nicht minder mußte die Taufrede für den am 30. Mai 1792 gebornen Prinzen Bernhard befremdend auf sie wirken, worin Herder ausführte, daß nun die Zeit gekommen sei, wo die Fürsten die Berechtigung zu dem Vorrecht ihrer Geburt zu erweisen hätten. Die Herzogin war sich bewußt, mit unermüdlichem Eifer an ihrer eignen Erziehung gearbeitet und ihre Pflichten als Fürstin erfüllt zu haben, sie mußte durch Herders Worte auf das empfindlichste berührt werden. Dazu kam ihre und ihres Gemahls kerndeutsche Gesinnung, die in entschiedenem Gegensatz zu dem törichtsten Liebäugeln mit französischen Ideen stand, wie es damals im Schwange war, und wie es sich auch heute wieder in dem modernsten internationalen Verbrüderungsdufel beschränkter Köpfe zum Gespött des Auslands bemerkbar macht.

Die Kluft, die Herder innerlich längst von Karl August und Louise trennte, wurde tiefer und tiefer, besonders als um die Mitte der neunziger Jahre die Bitten des Herderschen Paares um materielle Unterstützung immer dringender wurden. Noch einmal versuchte Goethe zu vermitteln, aber seine Auffassung der Verhältnisse, die er Karoline nicht vorenthielt, führte einen völligen Bruch mit Herders herbei. Er hatte nur zu sehr Recht, wenn er bei dieser Gelegenheit schrieb: „Der Schaden liegt viel tiefer. Ich bedaure Sie, daß Sie Beistand von Menschen suchen müssen, die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben, und deren Zufriedenheit zu befördern Sie keinen Beruf fühlen.“ So kam es, daß „der Alte auf dem Töpferberge“ immer mehr zum Einsiedler wurde und an dem neuen herrlichen Geistesfrühling, den das Zusammenwirken Goethes und Schillers nun heraufführte, keinen Anteil nahm.

Schillers Verhältnis zum Weimarischen Hofe findet in dem hier besprochenen Buche eine überaus treffende Charakteristik, wenn es dort heißt: „Schiller war als eine neuen geistigen Aufschwung verheißende Kraft in das literarische Leben Weimars eingetreten. Doch stand dieses in jenen neunziger Jahren längst nicht mehr in dem unmittelbaren persönlichen Zusammenhang mit dem Weimarischen Hofe, wie es in den siebziger und zu Beginn der achtziger Jahre der Fall gewesen war. Und so mußte sich auch Schillers Stellung zu dem Fürstenpaare, in dessen persönlichen Umgangskreis er sich allmählich hineingezogen fand, von der bevorzugten Position, die Goethe behauptete, von der von Herder einst eingenommen, in jeder Beziehung scharf unterscheiden. Diese beiden waren, von den sich herausbildenden Weimarer Verhältnissen beeinflusst, mit dem herzoglichen Paare gemeinsam werdende gewesen. Eine gleiche gemeinsame Vergangenheit, in der Goethes Freundschaft zu Karl August, Herders Verehrung für Louise wurzelte, gab ihrem Verkehr jene intimere persönliche Färbung, die die später zwischen dem fürstlichen Paare und den Gestalten des Weimarischen Dichterkreises angeknüpften Beziehungen nicht aufweisen können.“ Bei der Herzogin kam noch hinzu, daß sie sich immer mehr auf sich selbst zurückzog und alles Neue ihrem Lebenskreise fernzuhalten suchte. So konnte sie, der Schillers dichterische und wissenschaftliche Richtung im höchsten Grade ansprechend sein mußte, und deren sittlicher Ernst dem seinen durchaus entsprach, zunächst nicht zu einer Würdigung seiner Person gelangen, obgleich Frau von Stein, die mütterliche Freundin Lotte von Lengsfelds, nichts unversucht ließ, Sympathie für den jungen Dichter zu wecken. Mit dem ihr eignen ausgeprägten Standesgefühl nahm Louise sogar Anstoß an Schillers Heirat. Sie fand es schade, „daß ein so anziehendes und hübsches Mädchen Schiller, der jetzt Professor in Jena sei, heirate.“ Wohl unter dem Einflusse der Frau von Stein brachte sie es trotzdem über sich, gelegentlich ihre Teilnahme an Schillers häuslichen Verhältnissen zu bekunden und zur Annahme der Patenstelle bei seinem ersten Sohne bereit zu sein. Am meisten beglückte den Dichter aber ihre Anerkennung seiner dramatischen Tätigkeit, besonders der Wallensteintrilogie. Sie hatte ihrem Dank für diese Schöpfung durch das Geschenk eines silbernen Kaffeeservices an seine Gattin Ausdruck verliehen, was Schiller zu der hübschen

Bemerkung veranlaßte: „Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glückes, beide fallen vom Himmel.“ Seit der Übersiedlung des Schillerschen Paares von Jena nach Weimar liebte es die Herzogin, der „Vulchens Gesicht im Innern wohlthat,“ die jungen Leute zu ihren kleinern Zirkeln zuzuziehn.

Auch Herders ließ die vornehm denkende Frau trotz der von diesen so oft an den Tag gelegten Undankbarkeit nicht fallen. Und sie hatte die Genugthuung, daß beide endlich ihr Unrecht einsahen und offen bekannten. Herders Neujahrsgruß vom 31. Dezember 1800 gibt davon Zeugnis. Und so wurde die kurze Frist, die ihm noch zu leben vergönnt war, wie von einem warmen Abendsonnenstrahl verklärt. Ehe er am 18. Dezember 1803 entschlief, war der Nebel, der seinem Auge das Bild der Fürstin so oft getrübt hatte, völlig gewichen.

Niemand mochte damals in Weimar ahnen, daß dem Sängers des „Eid“ sobald schon ein zweiter der großen Dichterheroen folgen sollte. Am 17. März 1804 war Schillers „Tell“ zum erstenmal auf dem Weimarer Theater gegeben worden. Er fand durchaus nicht den vollen Beifall des herzoglichen Paares und der Herzogin-Mutter. Man nahm an der Länge des Stückes, an dem Aufwand von Personen und Dekorationen und an der Fülle der rein lyrischen Szenen Anstoß. Desto mehr waren die jüngern Mitglieder des Hofes von dem Schauspiel begeistert, besonders die kunstsinige Prinzessin Karoline und die junge Erbprinzessin, die russische Großfürstin Maria Paulowna. Louise aber hat bewiesen, daß sie, der das volle Verständnis für die Kunst des kühnen Neuerers versagt war, doch den großen Zug seiner von den höchsten Idealen beseelten Natur zu würdigen wußte, wenn sie nach seinem Tode schrieb: „Ich vermißte ihn aufrichtig, denn ohne sein Genie und sein Talent zu zählen, machten ihn sein edles Herz und sein erhabener Sinn zu einem vortrefflichen Menschen.“

Wie Goethe, so hatte auch Schiller das innerste Wesen der Herzogin klar erkannt. Es ist bezeichnend, daß er Bedenken trug, ihr seinen „Handschuh“ vorzulesen, weil er voraussetzte, sie würde an der Schlußstrophe Anstoß nehmen. Er wußte, daß die von ihr verlangte Beobachtung äußerer Schicklichkeit der Ausdruck eines Grundgesetzes ihrer innersten Natur war. In diesem Sinne hat sie einen nachhaltigen Einfluß auf die Dichter ihres Kreises ausgeübt. Goethes Sphigene trägt manchen Zug von ihr. Wie sie „fand sich Louise durch die religiös-sittliche Vertiefung, die sie den Forderungen des Natürlich-menschlichen gegenüberstellte, von der Welt um sie her getrennt.“ Und so bergen sich auch „hinter dem Schleier wehmütiger, weltabgewandter Resignation, mit dem sich Leonore von Este (im »Tasso«) verhüllt, die ernstsinigenden Züge von Weimars der Hoffnung fremd gewordenen Fürstin.“

Mehr und mehr hatte sich Louise in der Kunst vervollkommenet, das Unabänderliche mit Fassung hinzunehmen, das Unliebsame zu übersehen und das Tun und Lassen andrer aus ihrer Natur heraus zu verstehen und zu verzeihn. Schon ihre milde Auffassung von Goethes vielgeschmähtem Verhältnis zu

Christiane beweist, „welch hohen und weiten Standpunkt sie schwere eigne Seelenkämpfe und bittere Erfahrungen hatten erringen lassen.“ Der Herzog, der einst offen aussprach, daß er bei seiner Gemahlin „eine gewisse Lieblichkeit, die so nötig ist,“ vermisse, hatte sich, nachdem seine Leidenschaft für die schöne Gräfin Werthern verrauscht war, der jungen Engländerin Emilie Gore zugewandt. Louise lehnte sich zwar anfangs gegen die ihr aufgenötigte Freundschaft der Rivalin auf, schrieb jedoch dem Bruder, der Herzog sei in Emilie verliebt, aber man müsse zugeben, daß ihm das Ehre mache, denn sie sei gleich reizend durch ihren Charakter wie durch ihre äußere Erscheinung. Einige Jahre später standen die beiden Frauen, wie Karl August richtig vorausgesehen hatte, miteinander auf freundschaftlichem Fuße. Noch merkwürdiger ist Louises Stellung zu des Herzogs Verhältnis mit der Schauspielerin Karoline Sagemann (Frau von Heygendorf). „Ihr ausgesprochenes Gefühl für das Geregelte, ihr strenger Gerechtigkeitsfönn ließ sie danach trachten, diesem Verhältnis, das, indem es zu einem dauernden wurde, seiner Neigung für erotische Abenteuer ein Ziel zu setzen versprach, einen gewissen gefestigten Boden zu geben. So nur wird erklärlich, daß, wie es heißt, erst ein Brief der Herzogin die Sagemann, die aus einer geachteten Familie stammte, einen künstlerischen Ruf besaß und Karl August durch ihre Originalität wie ihre Schönheit fesselte, bewogen habe, die Stellung einzunehmen, die sie als Frau von Heygendorf mit dem Herzog verband.“

Karl August, der diese ungewöhnliche Toleranz mit aufrichtiger Dankbarkeit anerkannte, und der Louises durchbringenden Verstand mehr und mehr schätzen lernte, wandte seiner Gemahlin nun um so freudiger seine Freundschaft zu, als sie in allen politischen Fragen ein reges Interesse an den Tag legte, und ohne sich in die Staatsangelegenheiten hineinzumengen, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wohlunterrichtet war. Sein Eintreten für die Ideen des Fürstenbundes, seine Hinneigung zu Preußen stellten ihm Aufgaben, die über den landesväterlichen Interessentenkreis eines kleinen deutschen Fürsten hinausgingen und Louises Teilnahme gebieterisch forderten. Bei ihrer Auffassung von der französischen Revolution begrüßte sie es mit Freude, daß der Herzog unter Preußens Fahnen den Feldzug gegen die Republik mitmachte. Ihre Briefe aus dieser Zeit beschäftigen sich mit den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz und verraten ihre Sorge um den Gemahl. Einmal schreibt sie: „Der Herzog berichtet mir, daß die Franzosen so schlecht verteidigt gewesen, daß sie ihm Mitleid erregt, und er sechs bis acht von ihnen, welche die Husaren töten wollten, gerettet und gefangen genommen habe. Das beweist mir von neuem, daß er von Natur nicht hart ist und sich nur zwingt, es zu sein.“ Und Karl August seinerseits findet die Herzogin, als sie sich im März 1793 im Hauptquartier der Verbündeten zu einem Besuch ihres Gemahls einstellte, „zu seinem großen Troste viel gesünder, munterer und stärker, als er es hoffen durfte.“

Der Krieg, dessen Schrecken so viele von Louises Verwandten in nächster Nähe gesehen hatten — ihr Schwager, Prinz Konstantin, war im Hauptquartier des Generals von Kalckreuth vom Typhus dahingerafft worden —, fand mit dem Baseler Friedensschluß sein Ende. Aber Louise konnte sich des Friedens nicht freuen. Ihr klarer Blick sah am politischen Himmel neue Unwetter herauf-

ziehen. Karl August hat ohne Zweifel ihre Befürchtungen und Sorgen geteilt. Und je mehr das Fürstenpaar seine vaterländische Gesinnung betonte und das Weltbürgertum der neuen Zeit ablehnte, desto schärfer wurde der Gegensatz zwischen dem Hof und den Vertretern der Geisteswelt. Auch Goethe, dessen Briefe früher „jedes innere und äußere Erlebnis des Hofes widerspiegeln“, zog sich mehr und mehr in die Welt der Wissenschaften und hinter den Wall des Zeremoniells zurück.

Lichtblicke wie die Übersiedlung in das endlich wieder aufgebaute Residenzschloß, eine Reise in die Heimat, die Vermählung des Erbprinzen mit der russischen Kaiserin Maria Paulowna und die Geburt des ersten Enkels vermochten die Herzogin nicht über den Ernst der Zeit hinwegzutäuschen. Wie ein Vorbote des Kommenden erschien in den trüben Wintertagen des Jahres 1803/4 Madame de Staël, die mutige Tochter Neckers, die geistvolle Schriftstellerin, in Weimar. Obwohl die exaltierte, von französischem Feuer befeelte Frau mit der kühlen, durch und durch deutsch gesinnten Fürstin nichts gemein hatte als die Abneigung gegen die Revolution, den Haß gegen den aufsteigenden Bonaparte und das Gefühl „einer höhern Verpflichtung zu mutigem und immer erneutem Eintreten für das Gute,“ schlossen sie sich eng aneinander an. Auch der Herzog war von dem interessanten Gast entzückt und tat, wie Frau von Stein mit Humor berichtet, der schönen Frau zuliebe „alle seine Verstandeschubfächerchen“ auf. Ihre Abreise ließ bei Hof eine gähnende Leere zurück, während die Dichter, denen die Vertreterin einer fremden Literatur oft genug unbequem geworden war, „wie nach einer schweren Krankheit aufatmeten.“

Die Ermordung des Herzogs von Enghien und die damit verbundene Verletzung des Reichsgebiets rechtfertigte Louisens Befürchtungen. Vorübergehend erwachte die Hoffnung wieder, als Kaiser Alexander im November 1805 zum Besuch seiner Schwester Maria Paulowna in Weimar eintraf. Von einem Bündnis Rußlands mit Preußen versprach man sich auch hier die Rettung Deutschlands. Aber dann kam der Tag von Austerlitz. Louise begann, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen, sie erwog die Möglichkeit einer Vernichtung Weimars und klammerte sich an die Hoffnung, daß ein baldiger Tod ihr diese letzte und schwerste Prüfung ersparen möchte. In der Tat hatte Karl August als der einzige überzeugte Träger des deutsch-nationalen Gedankens unter den kleinen Fürsten den Zorn Napoleons am meisten zu fürchten. In seinem Lande fiel die Entscheidung. Unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig hatte sich in der ersten Hälfte des Oktobers 1806 die preußische Armee auf weimarischem Boden gesammelt. Das preußische Königspaar war in Weimar eingetroffen, und in der Nacht des 11. Oktobers brannten im Parke die Wachfeuer. Der Herzog, der die Avantgarde kommandierte, war auf einem Vorstoß gegen die Mainlinie begriffen; sein jüngster Sohn, der vierzehnjährige Prinz Bernhard, stand als Freiwilliger beim Stabe des Fürsten Hohenlohe. Da traf die Nachricht von dem verlorenen Gefecht bei Saalfeld und dem Heldentode des Prinzen Louis Ferdinand ein. Die Erbprinzessin reiste schleunigst nach Berlin ab; Anna Amalie verließ beim Donner der Schlacht bei Sena in Be-

gleitung des Erbprinzen und der Prinzessin Karoline die Residenz. Nur die Herzogin Louise blieb im Schlosse zurück. Ohne jede militärische Bedeckung verharrete sie auf ihrem Posten, mitten unter Flüchtenden, die sie mit ihrer Habe gastfreundlich aufgenommen hatte, und zwischen denen sie wie ein schirmender Genius waltete. Bei den Schreckensszenen der Plünderung galt ihre Sorge nur den Freunden.

Am Nachmittag des 15. Oktobers erschien Napoleon im Schlosse. Die Herzogin empfing ihn an der Treppe. Der Kaiser küßte das dreieckige Hütcchen, sah sie starr an und schritt mit den Worten: *Je vous plains, Madame*, an ihr vorüber. „In der Unterredung, die sie am folgenden Tage mit Napoleon hatte, gelang es der Herzogin, die ihm mit furchtlosem Herzen unter die Augen trat, mit würdiger Gelassenheit das Unwürdigste von ihm hinnahm, mit edelm Freimut die Sache ihres Gemahls und ihres Landes vor ihm führte, die Leidenschaft, welche aus ihm sprach, durch ihr gemessenes, bescheiden-festes Benehmen mäßigte und stillte, und durch kluge Anregung seiner bessern Gefühle das Äußerste von ihrem Hause, vom ihrem Lande abzuwenden,“ sagt Röhr in seiner Gedächtnispredigt auf die Herzogin. Eine Audienz, die am 16. Oktober die Minister von Wolzogen und von Voigt bei dem Kaiser hatten, bewirkte, daß der Plünderung Einhalt getan wurde. Die Zusage einer Schonung des Landes war an die Bedingung geknüpft worden, der Herzog solle binnen vier- undzwanzig Stunden sein Kommando niederlegen und sein Kontingent von der Armee zurückziehn. Diese Bedingung war nicht zu erfüllen, weil man des Herzogs Aufenthaltsort nicht kannte. Louise wandte sich mit der Bitte um Verlängerung des Termins an Napoleon. Ein junger Beamter, der nachmalige Kanzler von Müller, übernahm es, dem nach Berlin weitergereisten Kaiser das Handschreiben der Herzogin zu überbringen. In Potsdam wurde ihm eine Audienz bewilligt. Der Kaiser zeigte sich entgegenkommend, er sprach mit Achtung von der Herzogin und schloß mit seiner Lieblingsphrase: „Der Krieg ist ein häßliches Handwerk, ein barbarisches, vandalisches; aber was kann ich dafür? Man zwingt mich dazu wider meinen Willen.“ Die schriftliche Antwort des Kaisers an die Herzogin, die darin im Gegensatz zu einem frühern Schreiben mit der Anrede *Votre Altesse* bedacht wird, trug die Adresse *A ma Cousine, la Grande-Duchesse de Saxe-Weimar*. War das ein Versehen des Schreibers oder eine dem Hause Weimar als Vorkmittel in Aussicht gestellte Standeserhöhung? Karl August erbat vom König von Preußen seinen Abschied, verzögerte aber seine persönliche Vorstellung bei Napoleon bis in den Sommer 1807 hinaus.

Sachsen-Weimar war gerettet. Als die „zeither im Schatten gestandene Herzogin“ zum erstenmal wieder im Theater erschien, wurde sie, die man, wie sie selbst klagte, in der ersten Zeit kaum begrüßt hatte, mit stürmischem Jubel empfangen. Was sie im stillen zur Vinderung der Not getan hat, davon legt ihr gewissenhaft geführtes Ausgabenbuch Zeugnis ab. Aber eindringlicher vermag uns wohl nichts das Elend jener Tage vor Augen zu rücken als die kurze Mitteilung, Louise habe der völlig ausgeplünderten Frau von Stein ein Stück Seidenstoff zu einem Kleid und ein halbes Dutzend Taschentücher gesandt.

Als sich die Mitglieder des Weimariſchen Fürſtenhauſes im Herbf 1807 wieder vereinigt ſahen, fehlte ein teures Glied: Anna Amalie. Ihre zur Feiterkeit hinneigende Seele war dem Ernſt der Zeit nicht gewachſen geweſen; ein ſchmerzloſer Tod hatte ſie am 10. April, ohne daß ſie vorher krank geweſen wäre, aus dieſer Welt abgerufen.

Für Weimar brach jetzt eine neue Ära des literariſchen Lebens an. Louiſe hatte die Dichtkunſt als eine Erlöſerin von den Sorgen des Alltags ſchätzen lernen. Goethe machte die Herzogin zum Mittelpunkt der literariſchen Unterhaltungen, er reichte ihr „den Überfluß ſeines geiſtigen Reichthums jetzt wohlgeordnet, Früchte und Blumen auf goldner Schale,“ dar: Fauf, Pandora und die Wahlverwandſchaften. Auch in das wiſſenſchaftliche Leben wußte er die Fürſtin hineinzuziehn; beſonders die Mittwochsgeſellſchaften in ſeinem Hauſe ſollten dazu dienen, „der Herzogin auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt Anregung, Zerſtreuung zuzuführen.“ Zur Erinnerung an dieſe Stunden widmete er ihr die Farbenlehre. Auch der greiſe Wieland, ſeit dem Tode Anna Amaliens vereinfamt, trat jetzt Louiſen näher und durfte ſich des Theils freuen, den ſie an ſeiner Überſetzung der Briefe Ciceros nahm.

Aber am politiſchen Himmel war es noch nicht lichter geworden. Neue Demütigungen ſtanden Weimar bevor, Demütigungen, die um ſo bitterer waren, als ſie in goldnem Becher dargereicht wurden. Als im Herbf des Jahres 1808 Napoleon die Fürſten Europas in Erfurt um ſich verſammelte, durften Karl Auguſt und Louiſe den Feſtlichkeiten nicht fernbleiben. Der Kaiſer behandelte ſie ſcheinbar freundlich, ließ es jedoch an wohlüberlegten Kränkungen nicht fehlen. Louiſe mußte in dem bekannten „Parterre von Königen“ um eine Stufe niedriger als die Königin von Weſtfalen ſitzen, mußte eine volle Stunde vor der Thür des Gewaltigen antichambrieren und ſich bei Tiſch von ihm die Worte ſagen laſſen, die beſſer als alles andre die Herzensroheit des Parvenüs charakteriſieren: *Mais buvez done, je voudrais vous entendre déraisonner.* Und als ſei es damit noch nicht genug geweſen, wurde Weimar ſelbſt noch mit einem Beſuche Napoleons bedacht, wobei die Herzogin dem Gaſt ihre eignen Gemächer einräumen mußte. „*Ce qui ne m'a guère amusé, mais ce n'était pas à changer.*“

Der Kaiſer kannte die wahren Gefinnungen des Weimariſchen Fürſtenpaares nur zu gut und machte aus ſeinem Mißtrauen kein Hehl. So erteilte er dem nach Erfurt verlegten Hauptquartier des Generals Davouſt den Befehl alle nach Weimar gehenden und von dort kommenden Briefe zu öffnen. Die Herzogin, die es liebte, dem Bruder ihr Herz auszuschütten, mußte ſich nun auf gleichgiltige Mittheilungen beſchränken und durfte ſich nur in den wenigen, mit ſicherer Gelegenheit überſandten Briefen eine freiere Ausſprache erlauben. Mit Aufmerkſamkeit und bitterm Hohn verfolgte ſie die raſch aufeinander folgenden Zeitereigniſſe. Die Schrecken des 15. Oktobers 1806 ſchienen ſich noch einmal wiederholen zu ſollen, als es am 12. April des Jahres 1813 um und in Weimar zu einem Gefecht zwiſchen Preußen und Franzoſen kam. Um dieſe Zeit brachte die Unklugheit zweier Beamten, deren einer ein Sohn des Geheimrats von Voigt war, den Herzog und ſein Land in eine höchſt gefähr-

liche Lage. Sie bedienten sich in ihrer chiffrierten Korrespondenz mit dem in Siena weilenden Geheimrat von Müller des Wortes „Epidemie“ für „Franzosen“ und des Wortes „Ärzte“ für „Preußen.“ Eine Depesche dieser Art war entziffert worden und hatte Napoleons Wut in so hohem Maße erregt, daß er die beiden Beamten ergreifen und nach Erfurt bringen ließ, wo sie erschossen werden sollten, und überdies die Niederbrennung Senas anordnete. Müller unternahm es, sich persönlich in die Höhle des Löwen zu begeben und den Zürnenden zu besänftigen. Es gelang ihm, das drohende Schicksal von Siena abzuwenden, die Freilassung der Gefangnen vermochte er jedoch nicht zu erwirken. Napoleon verlangte dagegen, der Herzog solle sich unverzüglich in Erfurt einstellen. Es war später Abend, als Müller wieder in Weimar eintraf und über den Erfolg seiner Reise Bericht erstattete. Karl August, beherzt wie immer, bestieg sogleich eine zweispännige offene Droschke und fuhr, nur von dem General von Seebach und einem Leibhusaren begleitet, trotz der dunkeln Nacht und der Unsicherheit der Straßen nach Erfurt. Napoleon empfing ihn wider Erwarten freundlich und versprach, bei seiner Durchreise durch Weimar die Herzogin zu besuchen. Und dieser gelang, was ihrem Gemahl und seinem Beamten nicht geglückt war: sie setzte durch, daß man die Gefangnen freiließ. *Je le veux bien, sagte der Kaiser, et je suis fort charmé de pouvoir faire une chose, qui vous soit agréable, Madame.*

In den Jubel der Begeisterung, der nach der Schlacht bei Leipzig die vom Joch der Fremdherrschaft erlösten Völker ergriff, vermochte die kühn-  
denkende und klarsiehende alternde Fürstin nicht einzustimmen. Desto bemerkenswerter ist ihre Teilnahme an dem Geschick des gestürzten Imperators, dem sie trotz ihrer unveröhnlichen Gegnerschaft ihre Bewunderung nicht versagte. Wie sie mit prophetischem Blick schon bei Napoleons Einschiffung nach Elba dessen Flucht voraussagte, so verwarf sie die Wiedereinsetzung der Bourbonen, „eines Geschlechts, das sich so heruntergebracht habe, daß ihr unglückliches Geschick kaum noch Mitleid einflöße,“ und so zweifelte sie an den positiven Erfolgen des Wiener Kongresses. Und doch mußte es sie wie den Herzog mit Genug-  
tunung erfüllen, daß diese Versammlung europäischer Fürsten in gerechter Anerkennung ihrer unwandelbaren deutschen Gesinnung Weimar zum Großherzogtum erhob.

Es ist ein Beweis für Louises feines Verständnis für den Geist und die Anforderungen der Zeit, daß sie in Weimar zuerst dazu riet, „durch eine liberale Konstitution den ausgelebten Feudalverband zu lösen.“ Als im Mai 1816 die Beschwörung der Verfassung erfolgte, schrieb die Herzogin von der Zeremonie, „daß sie gut und ehrenvoll verlaufen sei, und daß die dabei gehaltenen Reden nicht weniger befriedigend gewesen seien; der Vater des Volkes habe allein von der Familie mit den Abgesandten des guten Volkes gespeist.“ Immer enger fühlte sich das Fürstenpaar mit seinen Untertanen verbunden, und es gab seiner Freude darüber auf eine durchaus ungewöhnliche Weise Ausdruck, indem es Vertreter der Landstände und der Senaischen Studentenschaft zu Paten des am 24. Juni 1818 gebornen ersten Enkelsohns und Stammhalters, des nachmaligen Großherzogs Karl Alexander, berief.

Um diese Zeit wurde auch der Gedankenaustausch der Großherzogin zu Goethe lebhafter als bisher. Zahlreiche Briefe und Billette der hohen Frau geben Zeugnis davon, wie eifrig Louise bemüht war, dem Freunde auf alle Gebiete seines Interesses zu folgen. Ohne Prätension, ohne eine Spur von schöngestiger Phrase, mit der schlichten Wahrhaftigkeit, die der Grundzug ihres Wesens war, „spricht sie dem Bühnenleiter vom Theater, dem Minister von den Händeln der Welt, dem Kunstkennner sendet sie mit den bescheiden Worten: Verzeihen Sie, daß Sie die Poussins durch mich erhalten; nur der Wunsch, etwas zu Ihrem Vergnügen beizutragen, hat mich dazu veranlaßt, seltene Exemplare zur Vervollständigung seiner Sammlungen, und dem Gelehrten berichtet sie, bald des Herzogs Auftrage, bald ihren eignen Beobachtungen folgend, von naturgeschichtlichen Vorkommnissen, die sein Interesse erregen könnten.“ Und wie sie an seinen rein menschlichen und häuslichen Geschicken warm Anteil nimmt, so tritt sie auch öffentlich mutig zu seinen Gunsten ein, als der weimarische Landtag von 1826, aufgebracht über Goethes summarisches Verfahren bei der Rechnungsablegung über die Gelder der von ihm vertretenen Kommission für Kunst und Wissenschaft, den hierfür ausgeworfnen Betrag zu streichen drohte. Die Worte, die sie bei dieser Gelegenheit an Luden richtet, sind ein herrliches Seitenstück zu der bekannten Randbemerkung, mit der Karl August einst auf dem Protestschreiben des Ministeriums die Ernennung Goethes zum Mitglied des Geheimen Ronsils gerechtfertigt hatte.

Wie sehr sich mit den Jahren auch das eheliche Verhältnis des Fürstenpaares gebessert hatte, zeigte sich nun in vielen kleinen Zügen. „Ja sogar die bekannte Szene mit des Herzogs Hund, von der Goethe als dem Anlaß zu einer unliebhamen Verstimmung in dem fürstlichen Eheleben einst zu berichten wußte, findet jetzt ein versöhnliches Seitenstück. Luise erwähnt einmal, sie und der Herzog seien sehr betrübt über den Tod seines alten Hundes Neptun, er werde ihnen beiden recht fehlen, denn sie gehöre nicht zu den Leuten, die es nicht begreifen, daß man sich an Tiere so attachieren könne.“

Bei der Großherzogin, die sich nie einer festen Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte, stellte sich allmählich die Gebrechlichkeit des Alters ein. Durch einen Fehltritt im Gewächshaus zu Belvedere kam sie zu Fall und zog sich den Bruch mehrerer Rippen zu, ein andermal brach sie sich, auf dem Parkett ausgleitend, die Hand. In dem kalten Winter des Jahres 1823 erkrankte sie an der Herzbeutelentzündung. Man hatte sie schon aufgegeben, und der Jubel in Stadt und Land war groß, als man am 10. Mai ihre Genesung durch ein Dankfest feiern konnte. Sie selbst freilich glaubte ihrem Leben ein nahe Ziel gesteckt. In dem Theaterbrande des Jubiläumsjahres 1825 sah sie ein Vorzeichen, daß es mit Alt-Weimar nun zu Ende gehen werde. Wie es ihrem innern Wesen gemäß war, hielt sie sich bei den Festlichkeiten des Jubiläums zurück. Aber sie konnte es nicht verhindern, daß ihr am Morgen des 14. Oktobers, des Gedenttages von Jena, auf Goethes Anregung hin eine Denkmünze mit ihrem Bildnis und der von einem Sternen- und Eichenkranz umgebenen Inschrift „Louisen, Großherzogin von Sachsen — Das gerettete Weimar“ überreicht wurde. Die gute Absicht, die dieser Huldigung zugrunde lag, verkannte

Louise nicht, aber in ihrer Natur lag es begründet, daß sie bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an ihre anfängliche Zurücksetzung stärker empfand als das Bewußtsein, seit jenem 14. Oktober von ihren Landeskindern vergöttert zu werden.

Dem Bedürfnis nach Ruhe und ihrer Neigung für die Stille folgend zog sie sich jetzt mehr und mehr in die Einsamkeit zurück. Das freundliche Wilhelmstal, wo sie sich den Pflichten der Repräsentation enthoben wußte, war ihr bevorzugter Aufenthalt. Hier empfing sie auch mit echt christlicher Fassung die Nachricht von dem unerwarteten Tode ihres Gemahls, der auf der Rückreise von Berlin am 14. Juni 1828 in Graditz einem Schlaganfall erlegen war. „Lange verschloß sie sich vor jedem Blick; niemand sah ihr furchtbares Leid, denn als sie vor ihrer Umgebung erschien, war sie ruhig und gefaßt und dachte sofort daran, andre zu trösten.“ Goethe, den nächst der Großherzogin der Tod Karl Augusts am schwersten getroffen hatte, wollte zu ihr eilen, aber sein Gesundheitszustand zwang ihn, davon abzustehn. Er mußte seine Teilnahme schriftlich ausdrücken. „Ich glaubte sonst immer, bekennt er selbst, daß mir Worte zur rechten Zeit nicht fehlen könnten, diesmal aber finde ich, daß gerade das tiefste Gefühl solcher äußern Hilfsmittel ermangelt.“

Louise blieb zunächst in Wilhelmstal, wo sich ihre Familie um sie versammelte. Außerlich völlig gefaßt, kehrte sie im Spätsommer nach Weimar zurück. Bald darauf machte sie dem greisen Goethe einen Besuch. Sie unterhielten sich wohl ohne Zeugen, aber nachdem die Großherzogin den Freund verlassen hatte, vernahm Ottilie, wie der Schwiegervater die Worte vor sich hinhin murmelte: „Welch eine Frau, Welch eine Frau!“ Louise sagte kurz darauf zu Julie von Egloffstein: „Goethe und ich verstehn uns vollkommen, nur daß er noch den Mut hat zu leben und ich nicht.“

Sie beschäftigte sich jetzt am liebsten damit, über den Zustand des Geistes nach dem Tode zu sinnen, und gab sich mitunter mystischen Spekulationen hin, ein Zug, „der mit der klaren, sich überall auf ihre Vernunft gründenden Natur der Fürstin in einem direkten Widerspruch zu stehn scheint.“ Und als das Projekt einer Verbindung ihrer Enkeltochter Augusta mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen auftauchte, der ihr bei seinem ersten Besuche in Weimar durchaus nicht mißfallen hatte, machte sie unter andern Bedenken auch das geltend, der Prinz habe selber geäußert, er bringe überall Unglück und wage es trotzdem, ein andres Wesen mit seinem Geschick zu verknüpfen. Auch einen Fall, den sie nach der Übersiedlung in das ihr zum Witwensitz angewiesene Fürstenhaus tat, und wobei sie sich den Bruch des rechten Schlüsselbeins zuzog, betrachtete sie als böse Vorbedeutung.

Der Abschied von der Prinzessin Augusta im Juni 1829 war für die Großmutter zugleich der Abschied vom Leben. Seelisch und körperlich leidend empfing sie nur noch wenige Vertraute, war am liebsten allein und korrespondierte mit ihrem Bruder Christian, bis die zunehmende Schwäche ihr die Feder aus der Hand nahm. Oft wurde sie unversehens vom Schlummer überwältigt. Man würde sie einmal entschlafen finden, hatte sie geäußert. Am 10. Februar 1830 trat eine bedenkliche Verschlimmerung ihres Zustandes ein. Am 13. be-

gannen ihre Kräfte zusehends abzunehmen, und am 14. in den Nachmittagsstunden starb sie, umgeben von ihrer Familie, ohne eine Spur von Todeskampf. Ihr Sarg wurde, mit einem Vorbeerfranz und der Denkmünze auf den 14. Oktober 1806 geschmückt, in einem schwarz ausgeschlagenen Saale aufgebahrt und am 18. Februar in der Fürstengruft an der Seite Karl Augusts beigesetzt.

Und wie einst Frau von Staël ihr Urteil über Louise in die Worte zusammenfaßte: *La duchesse Louise de Saxe-Weimar et le véritable modèle d'une femme destinée par la nature au rang le plus illustre: sans prétension comme sans faiblesse, elle inspire au même degré la confiance et le respect; et l'héroïsme des temps chevaleresques est entré dans son âme, sans lui rien ôter de la douceur de son sexe*, so schrieb jetzt Charlotte von Kalb, „daß die Duldung, die die Natur dem Weibe beschieden, auch Louisens echt weiblicher Bildung Genüge gewesen, und daß jeder Mut, konnte sie schon den zur Freude nicht gewinnen, ihr inne wohnte.“



## Der kleine Livio

Von Beate Bonus\*)



Der kleine Livio war der jüngste von acht Brüdern. Sie waren alle Fischer und Seeleute oder wollten es werden, gerade wie ihr Vater und dessen Brüder Fischer oder Seeleute geworden waren.

Lange bevor er einen Buchstaben lesen oder schreiben konnte, wußte er, daß Südwind Schwüle und böses Meer bringe, wußte von der Sprache der Fischer bei Nacht, wenn sie einander rufen mit farbigen Lichtern, die sie im Dunkel des Golfs aufsteigen lassen und mit grünen, roten und goldnen Lichtkugeln aus der Ferne des Meeres Antwort geben. Wenn jemand ihm zugemutet hätte, etwas anderes zu werden als Fischer, so hätte er das ebenso unsinnig gefunden, wie wenn man verlangt hätte, er sollte das Broteszen aufgeben.

Aber jedermann kann nicht Fischer werden, Livio, sagten die Brüder, um ihn zu necken.

Nein, jedermann nicht, aber ich! sagte Livio bestimmt, und wenn die Brüder lachten, fügte er ein wenig unsicher hinzu: Nicht wahr, Mutter, ich kann Fischer werden?

Wenn San Terenzo dir hilft, ja, mein Sohn, sagte die Mutter. Damit war er zufrieden.

Er wußte doch, einmal würde das ganze Meer ihm gehören. Er würde in der Barke auf der freien See so sicher gehn wie auf festem Land, und die Barke würde unter seinem Fuß nicht schwanken, wie wenn Fremde hineintraten und aufschrien, weil die Barke sich bäumte wie das Pferd unter einem ungeschickten Reiter. Aber vorher mußten noch allerlei Verwandlungen durchgemacht werden, das wußte er. Er war ja auch nicht immer so gewesen wie heute, wo ein langer Kasten von altem sonnenmürbem rotem Zeug um seine braunen Gliederchen flog und seine einzige Hülle war. Früher war er in Windeln gebunden gewesen, steif gewickelt, und hatte wie ein langer weißer Fisch aus seiner Mutter Arm emporgeragt, wenn sie mit dem flachen Spantorb auf dem Haupt die frutti di mare, die Meeresfrüchte,

\*) Verfasserin der köstlichen „Malergeschichten“ (Verlag von Fr. Wilh. Grunow), die wir unsern Lesern in Erinnerung bringen und warm empfehlen.